

### 3. Der perfekte Sturm

Es geschah in den letzten Oktobertagen des Jahres 1991. Die Besatzung des Fischerbootes *Andrea Gail* aus Gloucester in US-Bundesstaat Massachusetts befand sich mit ihrem Schiff rund achthundert Kilometer vor der Küste mitten im Atlantik. Eine Kaltfront zog die kanadische Küste hinunter, was zu heftigen Störungen in Neu-England führte, während sich zur selben Zeit ein großes Hochdrucksystem über den Küstenprovinzen im Südosten Kanadas bildete. Dies verstärkte das heranziehende Tiefdrucksystem, was zu einem Phänomen führte, das von der örtlichen Bevölkerung „Halloween-Nordostwind“ genannt wird. Um es mit den Worten des Meteorologen Robert Case zu sagen: „Diese Umstände allein hätten schon ausgereicht, um einen schweren Sturm zu produzieren, doch dazu kamen die Ausläufer eines Hurrikans mit ihrer maßlosen tropischen Energie. Es war, wie wenn man Benzin in ein Feuer gießt. Das war der perfekte Sturm.“<sup>3</sup> Der Hurrikan, der vom Atlantik heranzog, rundete das Bild ab. Die Gewalten der Natur prallten von Westen, Norden und Südosten kommend über der hilflosen *Andrea Gail* aufeinander. Extreme Winde und riesige Wellen machten aus dem Schiff Kleinholz. Von ihm wurden nur noch wenige Überbleibsel gefunden. Natürlich gab es auch davor schon andere „perfekte Stürme“, aber dieser wurde durch ein Buch und einen Film mit dem Titel „Der Sturm“ berühmt.

Diejenigen, die sich mit Jesus beschäftigen und über ihn schreiben, sind selbst auf Gedeih und Verderb einem anderen perfekten Sturm ausgeliefert. Allein bei der Erwähnung des Namens Jesus erheben sich heute alle möglichen Winde und Wirbelstürme. Hören Sie, wie der Westwind aufbraust: „Woher können wir wissen, ob das alles wirklich so passiert ist? Sind das denn nicht nur die üblichen Legenden, die man sich über

<sup>3</sup> *National Oceanographic and Atmospheric Administration News*, 16. Juni 2000.

jede berühmte Person erzählt? Hat nicht die moderne Wissenschaft längst gezeigt, dass man solchen Märchen keinen Glauben schenken sollte? Ganz abgesehen davon, sind nicht die Bücher über Jesus erst lange nach seinem Tod entstanden und von Leuten geschrieben worden, die ihn gern zu einer besonderen Person gemacht hätten, um ihren eigenen religiösen Glauben zu stärken oder gar irgendwelche Machtpositionen zu verteidigen? Ist es nicht längst an der Zeit, sich ein für alle Mal von diesem ganzen Aberglauben zu verabschieden?“

Doch während die Kaltfront von Westen heranfeift, können Sie sehen, wie sich der Himmel im Norden verdunkelt, wo andere Stimmen die Aufmerksamkeit auf sich lenken: „Natürlich hat Jesus das alles getan! Die Bibel ist das Wort Gottes, und wir müssen ihr glauben! Jesus war sowieso der Sohn Gottes und konnte deshalb alles Mögliche tun. Wunder waren geradezu sein Handwerkszeug. Wir müssen für die Wahrheit der Evangelien aufstehen und den Stürmen des modernen Skeptizismus entgegentreten. Wir dürfen nicht zulassen, dass Atheisten und Neinsager das Feld behaupten. Es wird Zeit, dass wir das Klima des Misstrauens überwinden und wieder neu Vertrauen lernen – Vertrauen auf den Kanon der Schrift, Vertrauen auf die großartigen Traditionen der Kirche, Vertrauen auf den Gott, der Wunder tut, Vertrauen auf Jesus selbst. Allein schon die Tatsache, dass man historische Fragen stellt, zeigt doch, dass man sich längst an die Rationalisten verkauft hat, mehr braucht man gar nicht zu sagen.“

Es ist alles andere als gemütlich, wenn von zwei Seiten solche Stürme heranrollen und man selbst in einem offenen Boot unterwegs ist. Glauben Sie mir – ich habe in den letzten vierzig Jahren dort gelebt. Die Winde heulen um einen herum, man kann sich kaum selbst denken hören und vermutet, dass auch keine der beiden Seiten das vermag. Es ist, als würde man sich mit einem unterhalten, der taub ist.

Wenn aber nun der Westwind für den rationalistischen Skeptizismus der letzten zweihundert Jahre steht und das

Hochdrucksystem im Norden die „konservative“ christliche Reaktion auf diese herablassende moderne Leugnung symbolisiert, was ist dann der tropische Hurrikan? Wir werden uns mit ihm beschäftigen, wenn es an der Zeit ist. Im Augenblick müssen wir uns die beiden anderen Stürme etwas genauer anschauen.

## **Wie Skeptizismus und Konservatismus die Sicht verfälschen**

Die beiden heftigen Winde des Skeptizismus und Konservatismus haben durch die gewaltigen sozialen, politischen und kulturellen Stürme, die in den letzten zwei- oder dreihundert Jahren über die westliche Welt hinweggezogen sind und nun, so scheint es zumindest, so etwas wie einen Höhepunkt erreicht haben, noch mehr Energie bekommen. Wenn Sie Amerikaner sind, dann wissen Sie sicher, dass die meisten „bibelkritischen“ Menschen die Demokraten wählen, und diejenigen, die eher eine „bibelgläubige“ Position einnehmen, die Republikaner. Ich könnte Ihnen zwar einige Leute vorstellen, die nicht in dieses Schema hineinpassen, aber trotzdem bleibt das allgemeine Bild besorgniserregend korrekt. Sollte es also tatsächlich so sein, dass sich unser Urteil darüber, welches die richtige Partei ist und welche Politik die beste für ein Land und die Welt ist, ganz einfach daran festmachen lässt, ob wir ein paar seltsamen Geschichten aus dem ersten Jahrhundert Glauben schenken oder nicht?

Obwohl es sich unwahrscheinlich anhört, ist es doch genau das, was meiner Ansicht nach passiert. In einer komplizierten, verwirrten und gefährlichen Welt dient alles als Geländer, an dem sich die Leute entlanghangeln können, wenn sie durch die Dunkelheit stolpern. Wir vereinfachen komplexe Probleme viel zu sehr. Wir packen sehr unterschiedliche soziale und politische Themen zu zwei Paketen zusammen, um dann mit ei-

nem Seufzer der Erleichterung – jetzt wissen wir wenigstens, wer wir sind und wo wir stehen! – zu verkündigen, dass wir *dieses* Paket gutheißen und *jenes* ablehnen. Und wir machen jedem Feuer unter dem Hintern, der sie wieder aufschnüren und die Dinge anders sehen möchte.

Jesus sitzt wie immer zwischen den Stühlen – zusammen mit einem Gutteil seiner Nachfolger. Im heutigen Amerika sind viele Menschen in strengen christlichen Elternhäusern und Gemeinden verschiedenster Couleur aufgewachsen. Das waren festgeschnürte Pakete. Jesus, die Bibel (wenn es sich um Protestanten handelt), die Messe (wenn es Katholiken sind), Familie, strikte Moralvorstellungen, die Entrückung (für einige Protestanten), das Fegefeuer (für einige Katholiken) und schließlich eine klare Entscheidung zwischen Himmel und Hölle – all das beschreibt eine Welt, an die sich viele nur allzu gut erinnern können. Das ist die kleine, enge Welt, aus der sie (puh!) der gesunde Skeptizismus der modernen Welt gerettet hat. Für viele Amerikaner und Angehörige anderer Nationalitäten ist Jesus also auch ein Teil dieser engen, kleinen, geschlossenen und engstirnigen Welt, aus der sie glücklicherweise entkommen konnten. Wenn Sie daher wissen möchten, warum „neue Atheisten“ wie Richard Dawkins, Christopher Hitchens und Sam Atkins so viele Bücher verkaufen, dann lautet die Antwort, dass sie eine moderne Version dessen anbieten, was mit dem guten, altmodischen Ausdruck „Gewissheit“ gemeint ist. Sie versichern ungewissen Ex-Gläubigen, dass der Albtraum der kleingeistigen und lähmenden „Religion“ ein für alle Mal vorbei ist.

In meinem Land sehen die Dinge etwas anders aus. Nur wenige Menschen, die heute in Großbritannien wohnen, hatten so eine strenge Kindheit. Trotzdem ist der Skeptizismus weit verbreitet. Dieselben atheistischen Bücher, die die Kirche, das Christentum und die Religion im Allgemeinen anschwärzen, verkaufen sich auch hier waschkörbeweise. Selbst zwei Generationen nachdem die Menschen aufgehört haben, ihre Kinder

in die Sonntagsschule zu schicken, wollen sie anscheinend immer noch auf eine Religion eindreschen, der sie niemals angehört haben. Haben sie Angst, dass Gott oder irgendwer anderes immer noch dort draußen lauert und ihnen gefährlich werden könnte? Wie dem auch sei, solche Gerüchte müssen zum Schweigen gebracht werden. Die öffentliche Meinung möchte, dass sie zum Schweigen gebracht werden. Wir träumen davon, freie, erwachsene Menschen zu sein, und wir wollen unsere Knie vor niemandem beugen, am wenigsten vor diesem pingeligen, alten Gott oder dieser komischen Figur namens Jesus! Die Skeptiker, die einen grimmigen Trost aus dem offensichtlichen Niedergang der großen Kirchen ziehen, beschäftigen sich allerdings nur selten mit Jesus selbst. Sie legen auf wesentlich weichere Ziele an (zum Beispiel das Fehlverhalten von Pastoren und Priestern). Selbst wenn sie Jesus erwähnen, verwerfen sie ihn gern mit einer abwertenden Handbewegung. Nicht mehr als ein Fanatiker aus dem ersten Jahrhundert, den seine abgedrehten Anhänger zum Gott stilisiert haben. Oder, wenn sie ihn mit einem dünnen Lob verdammen, nicht mehr als ein sanftmütiger Moralist des ersten Jahrhunderts, einer der vielen großen Lehrer der Geschichte. Das sind die inneren Dynamiken des Westwindes, der heulenden Sturmböen des zeitgenössischen Skeptizismus.

Zur selben Zeit erzählen jedoch Millionen weltweit und auch Zigtausende in den Vereinigten Staaten und in Großbritannien eine andere Geschichte. Sie behaupten, sie hätten Jesus als eine lebendige, herausfordernde, heilende Gegenwart entdeckt. Man hört Geschichten, wie sich Leben verändert haben, wie Menschen psychisch und physisch geheilt worden sind, oft junge Menschen. Abhängige werden frei. Zerrüttete Familien werden wiedervereint. Kranken, Armen und Gefangenen wird wirklich geholfen. Nichtfunktionierende Schulen werden wieder auf Spur gebracht. Neue Energie fließt in kreative soziale und kulturelle Projekte. Für diese Menschen ist die ganze Sache real genug. Es ist schwer, ein verändertes Leben

anzuzweifeln oder, schwerer noch, mit einem Menschen zu streiten, der immer noch lebt, obwohl die Ärzte ihn längst aufgegeben haben. Deshalb steckt solch eine Energie in dem nördlichen Hochdrucksystem, die gewaltige Kraft eines neu aktivierten, aber oft sehr „konservativen“ christlichen Glaubens.

Viele Skeptiker beachten dieses zeitgenössische christliche Phänomen gar nicht. Viele von diesen neuen Hochspannungsnachfolgern Jesu verhalten sich umgekehrt einfach genauso. Das ist ungesund – und zwar für beide Seiten. Wir müssen die Dinge durchdenken. Jesus selbst war für alle offen, die zu ihm kamen. Er lehrte seine Nachfolger, Gott mit ganzem Sinn und Verstand zu lieben und ebenso mit allen anderen Teilen ihrer selbst. Durch eine gründliche Untersuchung gibt es also nichts zu verlieren, aber viel zu gewinnen.

Und es lohnt sich wirklich, denn meinem Eindruck nach ist der Jesus, der ins Kreuzfeuer dieser kulturellen Kämpfe geraten ist, wesentlich kleiner als der Jesus, den wir tatsächlich auf den Seiten der frühchristlichen Schriften finden – und in der wirklichen Geschichte des ersten Jahrhunderts. Genauso, wie die Skeptiker möglicherweise falschliegen, genauso können sich schließlich auch hingebungsbereite Nachfolger Jesu irren, wie die Kirchengeschichte zur Genüge zeigt. Deshalb ist es wichtig, wieder einen Blick auf Jesus selbst zu werfen.

## Zwei Jesusmythen

Schließlich gibt es zwei Jesusmythen, die in unseren Köpfen herumschwirren und nicht nur da, sondern auch in unseren Gemeinden, Fernsehstudios und den Redaktionsräumen von Nachrichtenmagazinen. Wir müssen sie also zunächst beim Namen nennen und ihnen in gewisser Weise auch ein Armutszeugnis ausstellen, damit wir uns über unser gegenwärtiges Durcheinander im Klaren sind, bevor wir uns der genauso ver-

wirrenden Welt des ersten Jahrhunderts zuwenden können. Wir werden sie diesmal in umgekehrter Reihenfolge angehen. Zuerst also das Hochdrucksystem des konservativen Christentums.

In ihm finden wir den klassischen westlichen christlichen Mythos über Jesus, der immer noch von Millionen Menschen weltweit geglaubt wird. Nach diesem Mythos hat ein übernatürliches Wesen namens „Gott“ einen übernatürlichen „Sohn“, den es per Jungfrauengeburt in unsere Welt schickt, obwohl das eigentlich gar nicht sein natürlicher Lebensraum ist, damit er Menschen aus dieser Welt retten kann, indem er an ihrer Stelle stirbt. Als Zeichen für seine ansonsten geheimnisvolle göttliche Identität kann dieser „Sohn“ alle möglichen außergewöhnlichen und in jeder Hinsicht unmöglichen „Wunder“ tun, die alle durch seine Auferstehung und Rückkehr in den „Himmel“ zu einem krönenden Abschluss kommen. Dort erwartet er seine treuen Anhänger nach ihrem Tod. In der katholischen Version dieses klassischen westlichen Mythos beruft Jesus seinen engen Freund Petrus dazu, die Kirche zu gründen; jeder, der bei Jesus sein möchte, ob nun jetzt oder nach dem Tod, muss sich also der Bewegung des Petrus anschließen. In der protestantischen Version befiehlt Jesus seinen Anhängern, das Neue Testament zu schreiben, das die absolute Wahrheit über Jesus enthält und natürlich auch darüber, wie man in den Himmel kommt.

(Ich höre bereits, wie der Wind an Fahrt aufnimmt. „Was, du denkst, dass das ein Mythos ist? Glaubst du das nicht? Bist du also doch einer von diesen gefährlichen Liberalen? Aber du bist doch Bischof?“ Okay, okay, ich höre euch. Bitte wartet noch etwas. Geduld ist eine christliche Tugend.)

Der zweite Mythos, der den Westwind unseres perfekten Sturmes ausmacht, ist der neue klassisch-moderne Mythos, der in säkularen Gesellschaften und ebenso in verschiedenen großen Kirchen weit verbreitet ist. Nach diesem neuen Mythos über die Anfänge des Christentums war Jesus nur ein gewöhn-

licher Mensch, ein guter Jude des ersten Jahrhunderts, der auf ganz normale Weise gezeugt und geboren wurde. Er war ein bemerkenswerter Prediger und Lehrer, aber er hat wahrscheinlich kaum eines dieser „Wunder“ getan. Einige Menschen schienen sich besser gefühlt zu haben, nachdem sie ihn getroffen hatten, aber das war auch schon alles. Mit Sicherheit hat er nicht im Traum daran gedacht, für die Sünden der Welt zu sterben. Er versuchte einfach nur den Menschen zu erklären, wie sie anders leben und einander lieben könnten, wie sie nett zu alten Damen sein könnten, zu kleinen Kindern und (ach, gepriesen sei diese postmoderne Kategorie) zu den „Marginalisierten“. Er redete über Gott, nicht über sich selbst. Dass er der übernatürliche „Sohn Gottes“ sein könnte, wäre ihm niemals eingefallen; im Gegenteil, er wäre entsetzt gewesen, wenn er das geahnt hätte, und noch viel mehr, wenn er gewusst hätte, dass zu seinem Gedächtnis eine „Kirche“ gegründet werden würde.

Mit Sicherheit ist er nicht von den Toten auferstanden; vielmehr gebrauchten seine Anhänger, die den Eindruck hatten, sein Werk sollte fortgeführt werden, unbesonnene Worte, die scheinbar andeuten, dass so etwas tatsächlich passiert sei, aber das ist es natürlich nicht. Dann fingen diese Anhänger an, irgendwelche Geschichten über ihn zu erzählen, die lawinenartig zu Legenden anschwellen, die dann wiederum zu neuen Interpretationen führten. Die „Evangelien“, die wir jetzt in unseren Bibeln finden, sind das Produkt dieses freischwebenden – und vielleicht auch eigennützigem – schöpferischen Prozesses. Sie verraten uns eine Menge über die Ziele und Absichten der frühen „Christen“ und darüber, wie sie sesshaft wurden und die Originalbotschaft von Jesus auf verschiedene Situationen anwendeten. Doch wenn wir etwas über Jesus selbst herausfinden wollen, dann müssen wir uns den Weg durch den Nebel der daraus entstandenen Heldenverehrung zurückarbeiten, vor allem durch den Prozess, in dem er „vergöttlicht“ wurde. Wir müssen vielleicht sogar ein paar „andere Evangeli-



en“ zu Hilfe nehmen, die die langweilige, alte, „orthodoxe“ Christenheit bei der Bildung ihres „Kanons“ ausgelassen hat.

(An dieser Stelle höre ich, wie der andere Wind an den Fensterläden klappert. „Und du glaubst das nicht? Ist dir nicht klar, dass die Evangelien voll von späteren Ideen und Interpretationen sind? Bist du einer von diesen rechtsgerichteten fundamentalistischen Fanatikern, die glauben, dass all das Zeug genauso passiert ist, wie es in den Evangelien aufgeschrieben wurde? In welchem Keller hast du eigentlich in den letzten zweihundert Jahren gelebt?“ Gut, gut, ich höre euch auch. Wenn ihr die Welt der süßen Vernünftigkeit verkörpert, dann beruhigt euch und lasst mich meine Argumentation Schritt für Schritt entwickeln.)

Wenn ich sage, dass es sich bei diesen beiden Geschichten um „Mythen“ handelt, dann meine ich das folgendermaßen: Ein „Mythos“ im engeren Sinne ist eine Geschichte, die von sich behauptet, sie sei in gewisser Weise „historisch“, und die die grundlegenden Glaubenssätze der Gemeinschaft, in der sie erzählt wird, zusammenfasst und bestärkt. Echte „Mythen“ werden normalerweise nicht nur in Form von Geschichten ausgedrückt, sondern auch in Symbolen und Ritualen. In vielem, was das Leben der breiten „konservativen“ westlichen Gemeinden auszeichnet, wird der erste Mythos ausgelebt. In breiten Kreisen der „liberalen“ Christenheit auf der einen und der weiten säkularen Welt auf der anderen Seite wird der zweite ausgelebt. Beide Male handelt es sich um sehr, sehr wirkmächtige Geschichten. Sie haben das Leben von Millionen geprägt und tun es immer noch. Aber beide sind in diesem Sinne Mythen. Keiner von ihnen kann einer gründlichen, unvoreingenommenen und ernsthaften historischen Überprüfung standhalten. Oder auch nur einer theologischen Überprüfung.

Das Hauptproblem dieser beiden Mythen besteht darin, dass sie die Frage an der falschen Stelle stellen. Betrachten wir also zunächst: „Ist das alles so passiert oder nicht?“ Das ist die schlichte, unverblümete Frage eines typischen Westlers aus dem

neunzehnten Jahrhundert. Keine Schnörkel, keine Metaphern, keine Interpretationen, einfach nur „Fakten“. Geschah es oder nicht? In die Defensive getrieben, ruft die „konservative“ oder „orthodoxe“ Mannschaft ihre Truppen zusammen und sagt: „Ja, es ist wirklich passiert.“ Und damit ist der Fall erledigt. Die in der „liberalen“ oder „skeptischen“ Mannschaft zucken mit den Schultern: „Nein, es ist nicht wirklich geschehen. Jedenfalls das meiste davon nicht.“ Und wieder ist der Fall erledigt. Fakten oder keine Fakten. Aber wie sieht es mit der Bedeutung aus?

Die zweite damit verbundene Frage, die mir erst gestern ein Journalist gestellt hat, lautet: War also Jesus der Sohn Gottes oder etwa nicht? Und für die meisten Menschen schleppt der Ausdruck „Sohn Gottes“ all den Ballast des ersten Mythos mit sich herum, nach dem ein übernatürliches Wesen herabgeschossen kam, um eine geheime Wahrheit zu enthüllen, außergewöhnliche „Wunder“ zu tun, um seine „Göttlichkeit“ zu beweisen, einen Erlösungstod zu sterben und danach sofort wieder in den Himmel zurückzukehren, um anderen zu ermöglichen, ebenfalls dorthin zu kommen. Und wenn ich sage – was ich tun werde –, dass ich nicht glaube, dass diese Geschichte Jesus gerecht wird, werden einige sagen: „Du glaubst also nicht, dass er der Sohn Gottes ist, nicht wahr?“, und mich als hoffnungslosen Liberalen abtun. Wenn ich jedoch sage – was ich tun werde –, dass ich *denke*, dass Jesus der „Sohn Gottes“ war und ist, allerdings in einer sehr anderen Art von Geschichte, dann werden mich andere als hoffnungslosen Konservativen abschreiben.

## Das Problem der historischen Komplexität

Nun endlich sind wir in der Lage, uns mit dem dritten Element des perfekten Sturmes zu beschäftigen, dem wir trotzen müssen, wenn wir heute über Jesus reden. Draußen auf dem Atlan-

tik tobt ein Hurrikan, der mit hoher Geschwindigkeit auf die Küste zurast. Er war sowieso in unsere Richtung unterwegs, wenn er allerdings auf die beiden anderen Winde trifft, dann können wir einen Sturm von einer Größenordnung erwarten, den die Leute heute vielleicht etwas verwirrend „apokalyptisch“ nennen.

Das dritte Element ist die schiere historische Komplexität, mit der wir es beim Reden über Jesus zu tun haben. Die Welt des palästinischen Judentums im ersten Jahrhundert – seine Welt – war selbst komplex und dicht. Jedem, der einmal versucht hat, die Problematik des gegenwärtigen Nahostkonfliktes zu verstehen, dem kann ich versichern, dass das Leben im ersten Jahrhundert in jeder Hinsicht genauso kompliziert war wie heute. Wir haben Tausende von Quellen, angefangen von Zeitungsartikeln bis hin zu Postings auf Facebook und Twitter, aus denen wir ein Bild der gegenwärtigen Problematik zusammenstellen können. Doch als Historiker, die sich mit dem ersten Jahrhundert beschäftigen, – und wenn wir wirklich über Jesus selbst und nicht nur über Fantasievorstellungen von ihm reden wollen, sind wir das alle in gewisser Weise – stehen wir vor einer seltsamen Herausforderung.

Betrachten wir zum Beispiel John F. Kennedy, vielleicht einen der berühmtesten Amerikaner des zwanzigsten Jahrhunderts. Seine Präsidentschaft wurde bekanntermaßen durch seinen plötzlichen, gewaltsamen Tod verkürzt, einen Tod, der eine geradezu ikonenhafte Bedeutung für viele Amerikaner und andere Menschen rund um den Erdball hatte und vielleicht auch noch hat. Diejenigen unter uns, die jenen Zeitpunkt bewusst erlebt haben, wissen alle noch, wo sie damals waren und was sie getan haben, als sie die Nachricht davon hörten. Nehmen wir nun einmal an, es gäbe vier Bücher, in denen sehr detailliert berichtet würde, was Kennedy während seiner dreijährigen Amtszeit tat und sagte, in denen aber nur wenig über die Zeit davor gesagt würde. Nehmen wir weiter an, dass es offensichtlich wäre, dass diese Bücher von Leuten zusammen-

gestellt worden wären, die davon überzeugt waren, dass das, was Kennedy getan und gesagt hatte, eine bleibende Bedeutung bis in ihre Zeit hinein hätte. Doch nehmen wir darüber hinaus an, wir hätten nicht die überwältigende Vielfalt an Quellen über die Jahrzehnte vor seiner Amtszeit, sondern nur ein Geschichtsbuch, das in den ersten Jahren des einundzwanzigsten Jahrhunderts geschrieben wurde (also rund vierzig Jahre nach seinem Tod), plus verstreutes anderes Material – ein paar Briefe, Abhandlungen, Münzen, kleine souvenirartige Kunstgegenstände, so etwas in der Art –, anhand dessen wir nicht nur die Welt rekonstruieren müssten, in der das, was Kennedy tat und sagte, denselben Sinn macht wie seinerzeit, sondern auch erklären, warum ihn die einen für einen Helden hielten und die anderen ihn umbringen wollten. Nun stelle man sich all die daraus entspringenden Theorien vor – die Rekonstruktionen der Mentalität des Kalten Krieges, der sozialen und kulturellen Spannungen in den USA der 60er Jahre, des Zustandes der großen politischen Parteien jener Zeit, der dynastischen Bestrebungen von Kennedys Vater und so weiter. Dort gäbe es viel Raum für Interpretationen.

Das ist mehr oder weniger die Herausforderung, vor der wir stehen, wenn wir uns mit den historischen Hinweisen auf Jesus beschäftigen. Wir haben vier „Evangelien“, die nach seinem Tod von Menschen geschrieben wurden, die leidenschaftlich daran glaubten, dass das, was Jesus sagte und tat, verbunden mit seinem Tod und dem, was danach passierte, eine gigantische bleibende Bedeutung hat. Die Evangelien sind hochdetailliert; eine der Schwierigkeiten beim Schreiben dieses Buches bestand deshalb darin zu entscheiden, was ich auslassen sollte. Sie sind ganz offensichtlich aus einem bestimmten Blickwinkel heraus (pro Jesus) heraus geschrieben. Doch anders als die Historiker, die JFK in seinem historischen Kontext untersuchen, haben wir schlichtweg nur ein Geschichtsbuch, das vierzig oder fünfzig Jahre später geschrieben wurde (von Josephus, einem aristokratischen Juden, der im Jüdischen Krieg

66-70 n. Chr. zu den Römern übergelaufen war), und verstreutes anderes Material, dies und das, Abhandlungen, Briefe, Münzen und so weiter. Aus diesen sehr unterschiedlichen Quellen müssen wir das Setting rekonstruieren, in dem das, was Jesus sagte und tat, denselben Sinn macht wie damals, dass also verständlich wird, warum die einen dachten, er sei Gottes Messias, und andere glaubten, er müsse sofort umgebracht werden. Wenn wir uns bei dieser Rekonstruktion nicht ernsthaft anstrengen, dann werden wir ohne Zweifel vermuten, dass das, was Jesus sagte und tat, den Sinn machte, den es in einem anderen Kontext macht – vielleicht in unserem eigenen. Das ist wieder und wieder passiert. Ich bin davon überzeugt, dass diese leichtfertige Form des Anachronismus für den echten christlichen Glauben genauso zersetzend ist wie der Skeptizismus selbst.

Dieser tropische Sturm – die Herausforderung der historischen Arbeit über Jesus – wäre auch ohne den kulturellen Druck des Westwindes (moderner Skeptizismus) und des Hochdrucksystems im Norden (Konservativismus der Mächtigen-„Christen“) bedrohlich genug. Oder um es mit anderen Worten zu sagen: Auch ohne die wütenden Stimmen von links und rechts fliegt uns immer noch ein gewaltiges historisches Puzzle um die Ohren. Wenn wir also in unserem Versuch, die Dinge einfach zu halten, die vielschichtige historische Komplexität missachten, dann wiederholen wir einfach nur den uralten Fehler, Jesus nach unseren Vorstellungen zu formen oder ihn wenigstens stillschweigend in unsere Kultur einzugliedern. Aber es ist nun einmal ein Bestandteil der Grundbotschaft des Christentums, dass das, was mit Jesus geschah, was *durch* ihn passierte, eine einmalige, nicht wiederholbare Geschichte war.

Nun jedoch zu dem perfekten Sturm unserer gegenwärtigen Diskussion. Ich habe, während ich dies schreibe, auf meinem Schreibtisch zwei brandneue Bücher über Jesus liegen, eines davon hat der Papst höchstpersönlich geschrieben und

das andere ein sehr bekannter englischer Skeptiker. Beide Bücher sind gelehrt, durchdacht und engagiert. Sie können aber nicht beide wahr sein. Hinter mir stehen zwanzig Regalbretter voll von Büchern über Jesus und die Evangelien, die alle in den letzten zweihundert Jahren geschrieben wurden. Sie können ebenfalls nicht alle wahr sein. Was sollen wir also tun?

Angesichts des gewaltigen Sturmes, der da heraufzieht, raten uns einige ernsthaft dazu, im Hafen zu bleiben. Da draußen ist es gerade zu gefährlich; lasst uns also die Geschichte so erzählen, wie wir sie gelernt haben, lasst uns bei den großartigen Überlieferungen der Kirche bleiben, lasst uns in Treue zur Schrift stehen. Das ist natürlich nichts anderes als eine ausgeklügelte Version des nördlichen Hochdrucksystems: Schütze dich vor dem Westwind, tu so, als gäbe es den Hurrikan nicht, und lass den Nordwind blasen, soviel er will. Alles andere, so wollen uns diese Stimmen einflüstern, wäre eine Kapitulation vor den Kräften des Skeptizismus und Zynismus, wäre eine Unterwerfung unter die nachauflärerischen, reduktionistischen Vorstellungen von „Geschichte“.

Mitnichten. Der Westwind des modernen Skeptizismus und der östliche Hurrikan des historischen Puzzles sind nicht dasselbe. Schon vor der Aufklärung gab es Historiker, und so Gott will, wird es auch nach der Postmoderne noch Historiker geben. Die Geschichtswissenschaft beschäftigt sich mit dem, was tatsächlich passiert ist (und wann und wo und wie), und vor allem damit, *warum* Menschen taten, was sie taten. Das sind gute Fragen. Wir sollten also der ganzen nachauflärerischen Bewegung, die wir grob „Moderne“ nennen, dankbar sein, weil sie uns daran erinnert, dass diese Fragen wichtig sind, auch wenn wir uns ernsthaft dagegen verwahren, dass dieselbe Bewegung unberechtigterweise Grenzen dafür setzt, welche Antworten sie zu akzeptieren bereit ist.

Ein Teil unserer Schwierigkeiten hier – dies ist ein weiteres ernsthaftes Problem, mit dem ich mich beim Schreiben dieses Buches auseinandersetzen musste – besteht darin, dass die

Welt des palästinischen Judentums im ersten Jahrhundert komplex war und (für uns) oft sehr verwirrend ist. Stellen Sie sich wieder vor, wie es wäre, wenn Sie die Vereinigten Staaten in den 1960er Jahren einem Besucher vom Mars erklären müssten und dabei als Hauptquellen nur kurze, dicht geschriebene Bücher voller Erinnerungen an Kennedy benutzen dürften. In einem speziellen historischen Kontext machten bestimmte Dinge Sinn, gehörten diese Ideen und jene Handlungen zusammen und fühlten sich auch ganz natürlich an, aber wir können sie trotzdem nur unter großen Schwierigkeiten rekonstruieren. In der historischen Forschung über das erste Jahrhundert benutzten Menschen diese Schwierigkeiten manchmal als Ausrede, um Jesus oder seinen Anhängern zu unterstellen, sie hätten dies oder jenes nicht denken können, etwa im Sinne von: Wenn *wir* eine bestimmte Idee schwierig oder rätselhaft finden, wie könnten sie (diese armen, voraufklärerischen Wichte!) das auch nur ansatzweise verstehen?

Manchmal argumentieren Menschen aber auch genau umgekehrt. Uns heute brennt eine bestimmte Frage unter den Nägeln (zum Beispiel: „Gibt es einen Himmel und eine Hölle – und wie kann ich in ersteres kommen und zweiteres auf jeden Fall vermeiden?“), und deshalb mutmaßen wir allzu schnell, dass die Menschen zur Zeit Jesu nicht nur dieselben Fragen stellten, sondern damit auch dasselbe meinten wie wir heute. Doch wenn wir uns wirklich mit der Geschichte beschäftigen wollen, dann müssen wir den Menschen anderer Zeiten und Orte zugestehen, dass sie radikal anders waren, als wir es sind – obwohl wir auch ein gewisses Maß disziplinierter Vorstellungskraft anwenden und uns, so gut es nur irgend geht, in diese ganz anderen Menschen hineinversetzen müssen, sonst können wir gar nicht historisch arbeiten. Es bleibt eine Herausforderung. Aber eine, von der ich denke, dass wir sie meistern können.

Worauf es ankommt, davon bin ich mehr und mehr überzeugt, ist, dass wir verstehen, wie *Weltanschauungen* funktio-

nieren. Wenn man in ein kulturelles Umfeld hineingeboren wurde und in ihm aufgewachsen ist, ein Umfeld, in dem bestimmte Geschichten erzählt und bestimmte Bräuche und Feiertage eingehalten werden, wo besondere häusliche Verhaltensweisen praktiziert und spezielle Lieder gesungen werden, und in dem alle diese Dinge zusammengehören und einander bestärken, dann transportiert eine einzige Redewendung oder Handlung unter Umständen eine sehr vielschichtige Bedeutung. Nehmen wir einmal an, unser Besucher vom Mars landet diesmal mitten in einem Baseball- oder Cricketmatch. Wer diese Spiele schon einmal gespielt hat, erfreut sich an den Raffinessen, den Nuancen, dem sorgfältig ausbalancierten Spiel, denkt nach über die Bedeutung, die damit verbunden ist, ob der Ball nun geworfen oder gerollt wird, und überlegt sich, wer nun als Nächstes zum Schläger greifen wird. Wir wissen, was es bedeutet, wenn die Menschen, die bei so einem Spiel zuschauen, bestimmte Lieder singen. Sie oder ich würden das alles mit einem Blick durchschauen, aber es würde Stunden dauern, es in allen Details unserem Gast vom Mars zu erklären. Das heißt aber nicht, dass die ganze Sache furchtbar theoretisch oder abstrakt wäre. Es heißt einfach nur, dass die meisten Menschen die meiste Zeit über ein viel komplexeres Leben leben, als uns oft bewusst ist.

Diese Komplexität wird wahrscheinlich noch größer, wenn man einen Ort wie das Jerusalem des ersten Jahrhunderts während der Passszeit besuchen würde, an dem Pilger wieder und wieder diese Psalmen singen und Familien einander die Geschichte erzählen, die sie bereits kennen, die Geschichte von Gott und Mose und dem Pharao und dem Roten Meer und der Hoffnung, endlich befreit zu werden, während die römischen Soldaten von ihren Wachtürmen herunterschauen und eine begeisterte Prozession über den Ölberg zieht, angeführt von einem Mann auf einem Esel, und anfängt über das Reich zu singen, das nun jeden Augenblick anbrechen wird.

Wie können wir uns also an die Aufgabe machen, Jesus



selbst verstehen zu wollen? Es müsste ein ganz anderes Buch darüber geschrieben werden, welche Hinweise wir auf Jesus haben und wie wir verantwortungsvoll mit diesen umgehen können. Was sind die Evangelien? Was ist mit diesen „anderen Evangelien“? Welche Quellen haben diese Bücher benutzt und wie können wir ihren historischen Wert einschätzen? Welche nichtchristlichen Quellen gibt es über Jesus? (Antwort: eine Anmerkung bei dem jüdischen Geschichtsschreiber Josephus, eine Anmerkung bei dem römischen Geschichtsschreiber Tacitus und vielleicht eine Andeutung bei einem wesentlich vulgärerem römischen Schreiber, Sueton.) Wie sehr wurden diese Geschichten über Jesus durch die Bedürfnisse seiner ersten Anhänger geformt, als sie in die weite Welt hinauszogen? Was waren die Motive und Intentionen der Verfasser selbst? Was wissen wir über die Gemeinschaften, in denen sie selbst lebten, beteten, dachten und schrieben?

All diese Fragen sind in den letzten zweihundert Jahren Gegenstand sehr intensiver Untersuchungen gewesen. Doch dieses Buch ist nicht der Ort, sich auch nur mit einer von ihnen zu beschäftigen. Ich habe selbst an verschiedenen anderen Stellen über sie geschrieben und hoffe, dies in Zukunft fortführen zu können. Keine dieser und ähnlicher Fragen ist übrigens „neutral“. So etwas wie einen „sicheren Standpunkt“, von dem aus wir beginnen könnten, gibt es nicht. Die Art und Weise, wie man mit den Quellen umgeht, spiegelt wider, was man bereits über Jesus zu wissen glaubt, genauso wie das, wie man Jesus versteht, zeigt, wie man mit den Quellen umgeht. Das ist jedoch kein Teufelskreis. Denn dasselbe gilt für Forschungen über Napoleon oder John F. Kennedy oder sogar Margaret Thatcher. Es bedeutet einfach nur, dass wir uns vorsichtig bewegen, uns in Kreisbewegungen herantasten und immer wieder prüfen müssen, ob das, was wir sagen, auf dem Hintergrund des Untersuchungsgegenstandes und der Quellen Sinn macht.

Ehrlich gesagt habe ich zunehmend den Verdacht, dass ein

Gutteil der „Methoden“, die innerhalb der professionellen biblischen Wissenschaft in den letzten zweihundert Jahren entwickelt wurden, selbst Produkt einer Weltanschauung sind, die nicht wirklich offen dafür ist, den echten Jesus zu entdecken. Die Weltanschauung des nachaufklärerischen Europa und Amerika war oft genug entschlossen, in Jesus einen religiösen Lehrer und Anführer zu sehen, der eine persönliche Spiritualität und Ethik und eine himmlische Hoffnung vertrat. Es gab keinerlei Intention, ihn als jemanden zu betrachten, der behauptet hat, er habe die Macht in der Welt; man kann sogar sagen, dass die „Methoden“ der angeblich „historischen Forschung“ entwickelt wurden, ob nun zufällig oder absichtlich, um diese Möglichkeit ein für alle Mal auszuschließen. Das bedeutet nicht, dass diese „Methoden“ – das Studium der Quellen, der Gattungen und Formen der frühen Jesusgeschichten, der Motive der Evangelisten – nichts zu sagen haben. Im Gegenteil, sie haben sehr viel zu sagen. Aber es gibt Zeiten, in denen es – nachdem man sich alles angehört hat – angemessen ist, dass man einen Schritt zurücktritt und es noch einmal mit dem Satz versucht: „Ehrlich gesagt, glaube ich, dass *dies* damals passiert ist.“ Ich bin davon überzeugt, dass jetzt der Moment dafür ist.

Wenn wir uns demnach Jesus selbst auf eine neue Weise nähern und die richtigen Fragen anstatt der falschen stellen wollen, müssen wir also unseren Verstand und unsere Vorstellungskraft auf die Zeit Jesu richten, indem wir einen anderen „perfekten Sturm“ untersuchen, nämlich den, in den Jesus selbst hineingegangen ist. Was waren die Winde, die damals an Fahrt aufgenommen hatten und aus verschiedenen Richtungen herangebraust kamen? Was bedeutete es für ihn, dass er sich im Auge dieses Sturms befand? Was dachte er sich dabei, als er an diesem schicksalshaften Frühlingstag nach Jerusalem hineinritt?

## 4. Woraus der Sturm des ersten Jahrhunderts bestand

Eine wirklich gute Metapher verdient es, mehr als einmal verwendet zu werden – das schien auch Jesus selbst gedacht zu haben, jedenfalls verwendete er in dem Kaleidoskop seiner Gleichnisse immer wieder dieselben Ideen und Szenen. Lassen Sie uns also einen erneuten Blick auf den perfekten Sturm werfen, doch der Hintergrund ist jetzt das erste Jahrhundert. Diesmal stehen die Naturgewalten, die an jener Stelle vor der Küste des US-Bundesstaates Massachusetts zusammenprallten, nicht für unsere heutigen kulturellen Problemlagen, sondern für die Kräfte, die sich zur Zeit Jesu zusammenbrauten. Und der Ort, an dem sie zusammentrafen, war Jerusalem.

Wir lächeln über diese mittelalterlichen Landkarten, die Jerusalem als Mittelpunkt der Erde darstellen, zu dem alles andere in Beziehung steht. Wie idyllisch, denken wir. Doch vielleicht ist darin eine Wahrheit enthalten, verborgen unter einem Trümmerhaufen von aufeinanderfolgenden sozialen, kulturellen, politischen und religiösen Erdbeben. Vielleicht ist das der Punkt. Vielleicht ist der Grund, warum Jerusalem als Zentrum der Welt betrachtet wurde, darin zu finden, dass sich hier alle Kräfte konzentrierten. Hier liefen alle Bruchlinien zusammen, hier schoben sich die tektonischen Platten ununterbrochen ineinander, so wie sie es auch heute noch tun. Und wir müssen nach Jerusalem gehen, um Jesus von Nazareth zu verstehen. An diesem Ort fand der wirklich perfekte Sturm statt. An diesem Ort brauten sich alle finsternen Mächte zusammen, wahrscheinlich an einem Tag im Frühjahr des Jahres, das wir heute 30 n. Chr. (oder, weniger wahrscheinlich, 33 n. Chr.) nennen.

Wie können wir die Geschichte von Jesus auf einfache Weise erzählen, wo doch so viele elementare Kräfte an einem

Punkt in Zeit und Raum aufeinanderprallten? So viel Geschichte, so viele schlechte Erinnerungen, so viele große Erwartungen und Ziele, solch ein engmaschiges Netz aus Glaube und Furcht und Hass und Hoffnung. Und so viele bemerkenswerte Charaktere, die sich da auf der Bühne drängen, die unsere Blicke auf sich ziehen und unsere Vorstellungskraft beflügeln: Maria Magdalena, Petrus, Pontius Pilatus, Judas ... Die Liste ist endlos. Und dann erhaschen wir einen Blick – oder ist es nur unsere Einbildung? – auf Jesus selbst, der über allem schwebt, aber nicht abgehoben wirkt. Wer war er? Worum ging es ihm eigentlich? Was versuchte er zu tun? Warum sollte uns das zweitausend Jahre später noch betreffen?

Das waren natürlich die Fragen, die ihm seine engsten Freunde gern gestellt hätten, als sie ihn in einem tatsächlich tobenden Sturm auf dem See Genezareth aufweckten. Das ist bis heute ein gefährlicher Ort. Auf den Parkplätzen am Westufer des Sees findet man Hinweisschilder, die davor warnen, dass plötzliche Windböen gigantische Wellen über die geparkten Fahrzeuge jagen können. Doch Jesus brachte das nicht aus der Fassung. Es wird berichtet, dass er aufstand und dem Sturm befahl, er solle schweigen (Matthäus 8,23-27; Markus 4,35-41; Lukas 8,22-25). Und er gehorchte ihm. Ich vermute, dass seine Freunde die Geschichte nicht nur deshalb weitererzählt haben, weil sie beeindruckend und dramatisch ist, sondern auch, weil sie in ihr etwas von einer größeren Geschichte entdeckten, die viel schwieriger zu erzählen war: die Geschichte von einem Mann im Auge des Sturms, des Sturmes von Geschichte und Kultur, von Politik und Frömmigkeit, einem Mann, der inmitten von alledem zu schlafen schien, dann aber aufstand und dem Wind und den Wellen gebot, dass sie schweigen sollten.

Gehen wir also noch einmal zurück zur Küste von Massachusetts im Oktober des Jahres 1991. Der Westwind, die Kaltfront aus dem Norden und der Hurrikan aus dem Südosten – sie alle prallen an einem einzigen Punkt aufeinander. Das ist nicht der Ort, an dem man sein sollte, schon gar nicht, wenn er

auf dem offenen Meer liegt. Denken Sie nun an den Nahen Osten im ersten Jahrhundert. Dort war ein Sturm, dort gab es einen Orkan und da war auch der Hurrikan. Und Jesus steckte in der Mitte von alledem fest.

## Die römische Kaltfront

Die Kaltfront, die beständig aus dem fernen Westen heranblies, war die neue soziale, politische und (nicht zuletzt) militärische Ordnung jener Zeit. Die neue Supermacht. Der Name in aller Munde, die Wirklichkeit in allen Köpfen. Rom.

Rom hatte in den vorangegangenen zwei- bis dreihundert Jahren seine Macht vergrößert und war zur Vorherrschaft aufgestiegen. Doch bis dreißig Jahre vor der Geburt von Jesus von Nazareth war Rom eine Republik gewesen. Ein kompliziertes System gegenseitiger Kontrolle hatte dafür gesorgt, dass niemand die absolute Macht in Händen halten konnte und dass diejenigen, die Macht besaßen, sie nie lange behalten konnten. Rom hatte in den Jahrhunderten davor einige Tyrannen gehabt und war nun stolz darauf, sie losgeworden zu sein.

Mit Julius Cäsar hatte sich das allerdings geändert. „Cäsar“ war schlicht sein Familienname gewesen, doch Julius machte daraus einen Herrschaftstitel, der bis heute nichts von seinem Klang verloren hat („Kaiser“ und „Zar“ sind Variationen von „Cäsar“). Als großer militärischer Anführer im Grenzland tat er das Undenkbare: Er brachte seine Armee zurück nach Rom und festigte mit ihrer Hilfe dort seine Macht und sein Prestige. Anscheinend ließ er es sogar zu, dass manche ihn für einen Gott hielten.

Die Traditionalisten tobten und ermordeten ihn. Das allerdings stürzte Rom in einen langen und blutigen Bürgerkrieg, aus dem einer als Sieger hervorging: Cäsars Adoptivsohn Octavian. Er nahm den Titel „Augustus“ an, was so viel bedeutet wie „majestätisch“ oder „verehrungswürdig“. Das wurde zu-

sammen mit „Cäsar“ ebenfalls der Name bzw. Titel seiner Nachfolger. Er verkündete, dass sein Adoptivvater Julius in der Tat ein Gott geworden sei; das bedeutete, dass er, Augustus Octavianus Caesar, nun offiziell der „Sohn Gottes“ war, der „Sohn des göttlichen Julius“. Wenn man also jemanden im römischen Reich gefragt hätte, von Germanien bis Ägypten, von Spanien bis Syrien, wer der „Sohn Gottes“ sei, dann war die naheliegendste Antwort, die politisch korrekte Antwort: „Octavian.“

In einer Welt, in der die Mainstreamreligion mit jeder Faser Teil des Staates war, übernahm Augustus die wichtigsten priesterlichen Funktionen. Er wurde *pontifex maximus* (lateinisch für „oberster Priester“) und gab dieses Amt an seine Nachfolger weiter. In der Zwischenzeit gaben sich seine Hofpoeten und -historiker alle Mühe mit ihrer Propaganda. Sie erzählten die tausendjährige Geschichte Roms als eine lange, verwickelte Story, die nun ihren Höhepunkt erreicht hatte; das Goldene Zeitalter habe mit der Geburt des neuen Kindes begonnen, durch das sich Frieden und Wohlstand über die ganze Welt verbreiten würden. Die ganze Welt wird erneuert, sang Vergil in einem Abschnitt<sup>4</sup>, den einige spätere Christen als heidnische Prophetie auf den Messias deuteten. (Die Väter der amerikanischen Verfassung liehen sich daraus einen Schlüsselvers aus. *Novus ordo seclorum*, „eine neue Ordnung der Zeitalter“, findet sich nicht nur auf dem Großen Siegel der Vereinigten Staaten, sondern auch auf der Dollarnote. Damit stellten sie die erstaunliche Behauptung auf, dass die Geschichte ihre entscheidende Wendung nicht durch Cäsar Augustus, auch nicht durch Jesus von Nazareth, sondern mit der Gründung und Verfassung der Vereinigten Staaten genommen habe.)

Vergils Gedicht verheißt sogar, dass von nun an, in dem neuen Zeitalter, die Erde unter der göttlichen Herrschaft des Apollo höchstpersönlich das hervorbringen werde, was man sich nur wünschen könne. Erde, Meer und Himmel werden

<sup>4</sup> Vergil, 4. Ekloge.

über das Kind jubeln, das nun geboren würde. Niemand weiß, auf welches Kind Vergil da anspielt, aber die Sache ist klar: Das neue Zeitalter, auf das wir tausend Jahre gewartet haben, ist nun durch die Friedens- und Freudenherrschaft des Cäsar Augustus angebrochen. Diese Botschaft wurde in Stein gemeißelt, auf Denkmälern und in Inschriften festgehalten, überall in der bekannten Welt: „Gute Nachrichten! Gerechtigkeit, Friede, Sicherheit und Wohlstand werden uns für immer begleiten! Der Sohn Gottes ist der König der Welt geworden!“

Augustus beherrschte die römische Welt, ein sich immer weiter ausbreitendes Großreich, von 31 v. Chr. bis 14 n. Chr. Nach seinem Tod wurde auch er offiziell vergöttlicht, und sein Nachfolger Tiberius übernahm seine Titel. Während ich dies schreibe, liegt vor mir auf meinem Schreibtisch eine Münze aus der Zeit des Tiberius. Auf der Vorderseite wird das Porträt des Tiberius eingerahmt von seinen abgekürzten Titeln: Augustus Ti Caesar Divi Aug F, kurz für: Augustus Tiberius Caesar Divi Augusti Filius, „Augustus Tiberius Cäsar, Sohn des göttlichen Augustus“. Auf der Rückseite ist ein Bild des Tiberius zu sehen, auf dem er ein Priestergewand trägt, daneben steht der Titel: Pontifex Maximus. Eine Münze wie diese zeigten sie Jesus von Nazareth an dem Tag, nachdem er in Jerusalem eingezogen war, als sie ihn fragten, ob sie Cäsar Steuern zahlen dürften oder nicht. „Sohn Gottes“? „Oberster Priester“? Er befand sich im Auge des Sturmes.

Das sagt uns alles, was wir über das erste Element unseres „perfekten Sturms“ aus dem ersten Jahrhundert wissen müssen. Doch welche Interessen verfolgte Rom überhaupt im Nahen Osten?

Im Grunde waren es dieselben, die die Region für heutige westliche Mächte so bedeutend erscheinen lassen. Rom brauchte den Nahen Osten, weil es von den Rohstofflieferungen aus dieser Gegend abhängig war. Heute geht es um Öl; damals ging es um Getreide. Die Stadt Rom war auf geradezu groteske Weise überbevölkert und von Arbeitslosigkeit geplagt.

Es gab dort viel zu viele Menschen. Man konnte sie nicht alle aus dem Umland versorgen. Aus diesem Grund waren die Getreidelieferungen aus Ägypten lebensnotwendig. Im ersten wie im einundzwanzigsten Jahrhundert war und ist der Seehandel ein lohnendes Ziel für Piraten und feindliche Mächte. Um das zu unterbinden, war es notwendig, für Stabilität und Ordnung in der gesamten Region zu sorgen. Die Aufgabe von römischen Statthaltern in Orten wie Jerusalem bestand also darin, für Frieden zu sorgen, zu Gericht zu sitzen, Steuern und Abgaben einzutreiben und vor allem jeglichen Aufstandsversuch im Keim zu ersticken. Schließlich handelte es sich bei der Regierung Cäsars, des römischen „Sohnes Gottes“, um eine „gute Nachricht“, die Segen und Wohlstand über die ganze Welt brachte, jedenfalls wenn man der Propaganda Glauben schenkte. Wenn also die einheimische Bevölkerung erst einmal erkannte, welche Segnungen Rom ihnen großzügig anbot, warum sollte sie sich nicht hinter das römische Banner scharen? Sollte es wirklich schwierig sein, ihre Herzen und Köpfe für die großartigen Ideale des Reiches im Westen zu gewinnen?

Das waren die westlichen Böen, das erste Element des perfekten Sturmes, in dessen Zentrum sich Jesus befand. Wenden wir uns nun also dem Hochdrucksystem zu.

## **Der jüdische Sturm**

Das zweite große Element in Jesu perfektem Sturm, das überhitzte Hochdrucksystem, das wesentlich komplexer und turbulenter war als das erste Element, war die Geschichte Israels. Bis in die ältesten Schichten ihrer antiken Schriften kann man den Glauben des jüdischen Volkes zurückverfolgen. Dieses Volk war davon überzeugt, dass seine Geschichte einen tieferen Sinn hatte, dass sie auf ein Ziel zulief. Trotz vieler Rückschläge und Enttäuschungen würde der Gott der Juden sicherstellen, dass diese Geschichte ihr Ziel auch tatsächlich erreichte. Das



war die Story, an die viele der jüdischen Zeitgenossen Jesu leidenschaftlich glaubten, in der sie ihr eigenes Leben wiederentdeckten. Sie erzählten sie nicht als eine Story aus längst vergangenen Zeiten. Sie selbst sahen sich als Akteure in einem noch nicht zu Ende geführten Drama.

Ich fürchte, dass man sich heute kaum vorstellen kann, was es bedeutet, auf so eine Weise in einer so lange fortdauernden Geschichte zu leben. Am nächsten kommt dem vielleicht die weitverbreitete Ansicht, dass wir seit dem Aufstieg der westlichen Welt in so etwas wie einer „Fortschritts“-Geschichte leben. Das ist die aufklärerische Sicht der Dinge sozusagen auf einer Großleinwand: Die Geschichte ist eine Geschichte der fortschrittlichen Freiheitsbewegungen, in der wir vorwärtsschreiten müssen, um der nächsten Raum zu geben, und nach ihr der übernächsten und so weiter. Trotz all der Tyrannei des letzten Jahrhunderts glauben die Menschen heute immer noch an den Mythos des Fortschritts, wie man an unzähligen Artikeln sehen kann, in denen Sätze vorkommen wie: „Heutzutage ist so etwas nicht mehr zeitgemäß“, oder: „Im einundzwanzigsten Jahrhundert sollte das längst überwunden sein.“ Diese Phrasen lassen so etwas wie eine „fortschrittliche“ Agenda erkennen. Wer so denkt, hält sich selbst für einen Akteur in einem Schauspiel, dessen Drehbuch längst bekannt ist. Man hält sich für dazu berufen, das Drama voranzutreiben, bis man schließlich in irgendeinem freiheitsliebenden Utopia angekommen ist. An dem Tag, an dem ich dieses Kapitel noch einmal überarbeitete, einen Tag, nachdem Prinz William und Catherine Middleton einander in Westminster Abbey das Ja-Wort gegeben hatten, druckte die Londoner *Times* einen griesgrämigen Leserbrief ab, in dem sich der Schreiber darüber beschwerte, dass mit so einer Veranstaltung „die Uhr um hundert Jahre zurückgedreht“ werde. So eine Aussage macht nur Sinn, wenn man davon ausgeht, dass sich die „Uhr“ unweigerlich in Richtung einer republikanischen Verfassung (also ohne Monarchie) dreht – ein Mythos, mit dem sich in den letzten Jahren viele

angefreundet haben, dem aber noch viel mehr Menschen weltweit Widerstand zu leisten scheinen.

Nehmen wir also diese ziemlich vage, aber trotzdem sehr wirkungsvolle Vorstellung von „Fortschritt“ und multiplizieren sie. Wir haben zwei- oder dreihundert Jahre in einem „Fortschritts“-Traum gelebt, aber die Juden lebten in ihrer großen Geschichte seit – so glaubten sie jedenfalls – weit über tausend Jahren. Ihre Story erstreckte sich wie ein großes Kostümdrama über viele Generationen, angefangen mit Abraham, Mose, David und anderen Helden aus grauer Vorzeit. Doch all das, so glaubten sie, würde nun jeden Augenblick seinen großartigen Höhepunkt erreichen. Es war eine einzige Geschichte, und sie waren an vorderster Front.

Soweit wir das beurteilen können, war diese Geschichte in der Antike einzigartig. Selbst die Römer sahen sich nicht in solch einer Weise, hatten keinen solchen Sinn für Geschichte, betrachteten die gegenwärtige Generation nicht als ihren Höhepunkt. Diesen Gedanken hat erst Augustus mit seiner Propaganda eingeführt. (Das ist übrigens sehr interessant. Denn wenn wir uns frühere jüdische Texte anschauen, wird deutlich, dass die Juden ihre Ideen nicht von Livius oder Vergil bekamen. Andererseits ist es genauso offensichtlich, dass die römischen Dichter nicht von den Juden abgeschrieben haben. Es handelt sich also um zwei parallele Entwicklungen, was erklärt, warum sie miteinander in Konflikt gerieten, wie man es bei einem perfekten Sturm erwarten kann.) Soweit wir die antiken Schriften zurückverfolgen können – das, was die Christen das Alte Testament nennen – hatten das jüdische Volk und seine Vorfahren geglaubt oder von seinen Propheten gesagt bekommen, dass ihre Geschichte auf einen bestimmten Punkt zulaufe, dass sie ein Ziel habe. Trotz vieler Rückschläge und Enttäuschungen würde ihr Gott dafür sorgen, dass sie zuletzt ihr Ziel erreichen würde.

Schließlich war ihnen erzählt worden, dass ihr Gott der einzige wahre Gott der ganzen Welt war. Er war nicht einfach nur

einer unter vielen. Aus diesem Grund war es unmöglich, dass sein Wille für die Welt in irgendeiner Weise durchkreuzt würde. Und da der gegenwärtige Zustand der Welt alles andere als ideal war, würde er alles in seiner Macht Stehende tun, um die Dinge wieder in Ordnung zu bringen. Sein Volk beschäftigte sich in der Zwischenzeit mit der Frage, wie dies alles passieren würde. Aus diesem Grund hatten die Juden im Gegensatz zu den Römern, die eine *rückblickende Eschatologie* pflegten, mit der sie aus einem schon angebrochenen „Goldenen Zeitalter“ heraus *zurück* die Geschichte betrachteten, die sie bis an diesen Punkt gebracht hatte, eine *vorausschauende Eschatologie*, in der sie aus einem in jeder Hinsicht alles andere als goldenen Zeitalter nach *vorn* auf eine Zeit blickten, in der Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden herrschen würden. All diese Dinge sollten eigentlich schon sein, nach ihnen sehnten sie sich, für sie beteten sie, die damit verbundene Eschatologie hielten sie in Ehren und feierten sie. Gott würde es tun! Es würde letztendlich doch passieren!

Die Geschichten, die sich die Juden erzählten (und wenn ich „erzählten“ sage, dann meine ich nicht nur das schlichte Erzählen, das laute Vorlesen in den Versammlungsräumen, das private Studium verbunden mit entsprechenden Gebeten, sondern auch das Feiern der nationalen Feiertage, bei denen ein Großteil der Bevölkerung involviert war und die große Pilgerströme aus allen Teilen der Welt anzogen) waren nicht einfach nur Geschichten über einen kleinen und traurigen Anfang, der irgendwann einmal zu einem großartigen Ergebnis führen würde. Sie waren viel spezifischer, viel komplexer, voller Details und voller Hoffnung. Ihr Thema kam in der großen Geschichte des Exodus, des Auszugs aus Ägypten, zur vollen Entfaltung, in der rund fünfzehnhundert Jahre vor der Zeit Jesu Mose die Israeliten aus der Sklaverei in Ägypten befreit und durch das Rote Meer, das sich auf wundersame Weise vor ihnen geteilt hatte, durch die Wüste und ins Gelobte Land geführt hatte. Die Juden lebten in der Hoffnung, dass so etwas

wieder geschehen würde. Die Tyrannen würden sich austoben, und Gott würde sein Volk befreien. Wenn wir den Exodus verstehen, dann verstehen wir sehr viel über das Judentum. Und über Jesus. Jesus wählte das Passafest, den großen nationalen Feiertag, an dem der Exodus gefeiert wurde, um seinen entscheidenden Schritt zu tun.

Wir werden uns ein wenig später detailliert mit der Exodusgeschichte beschäftigen. Sie wurde jährlich an Passa und anderen Feiertagen zelebriert. Doch auch der Exodus war nicht der Anfang, sondern bezog sich auf die Zeit davor, auf die göttliche Berufung der ursprünglichen Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob. Ihre Geschichte wiederum blickte noch weiter zurück auf die geheimnisvolle, aber sehr mächtige Geschichte von der Schöpfung selbst, als Israels Gott seine wunderschöne, geordnete und lebendige Schöpfung aus den Wassern des Chaos hob. *Der Gott, der aus dem Chaos Ordnung schuf und der sein versklavtes Volk aus Ägypten führte, wird es wieder tun.* Schöpfung und Bund: Gott schuf die Welt, Gott berief Israel, sein Volk zu sein, und Gott würde die Welt erneuern, damit sein Volk Israel gerettet würde. Jedesmal, wenn das jüdische Volk die Geschichte erzählte (und das tat es sehr oft), dann war dies das, woran sie dachten, worauf sie hofften, wofür sie beteten. Es war diese Hoffnung, diese Story, die den zweiten Sturmwind generierte, das gewaltige Hochdrucksystem, dessen Bahn Jesus von Nazareth bewusst kreuzte. Und in das er schließlich auf einem Esel hineinritt.

Lange vor diesem Zeitpunkt waren zwei weitere Elemente Teil der Geschichte Israels geworden, die seitdem den Horizont dominierten. Als ich im Jahr 1989 für drei Monate in Israel lebte, ging ich häufig durch das ultra-orthodoxe jüdische Stadtviertel Mea Shearim. Zu den faszinierenden und aufrüttelnden Anblicken und Geräuschen dieser Gemeinschaft, die ich dort wahrnehmen konnte, gehörten auch viele Poster. Einige von ihnen forderten die Besucher auf, sich anständig anzuziehen: Keine nackte Haut bitte! Doch viele von ihnen spielten

auch mit einer düstereren, wirkungsvolleren doppelten Thematik. Viele Familien in Mea Shearim waren während des Holocausts aus Osteuropa geflohen. Der Schrecken dieser Zeit bildete den Hintergrund ihrer Vorstellungswelt. Weil Hitler das getan hatte, muss man nun erst recht das Gesetz der Väter befolgen. Weil Hitler das getan hatte, würde Gott bald etwas Neues tun. Und weil Hitler das getan hatte, deshalb betete und wartete und sehnte sich diese jüdische Gemeinschaft nach dem Messias. „Hitler und der Messias!“ „Hitler und der Messias!“ Der große böse Führer und der kommende große Befreier! Das war die Botschaft, die ich damals lesen konnte.

Und wenn wir den ersten Namen verändern, um sie den veränderten Umständen anzupassen (Cäsar? Herodes?), dann haben wir die Botschaft, die man zur Zeit Jesu hätte hören können. Diese beiden Motive – das große, böse Weltreich und der kommende königliche Befreier – gehen zurück auf den Exodus selbst, als Mose Israel aus der Hand des Pharaos aus Ägypten befreite. Doch mit der langen Geschichte von Israels Königtum und den spektakulären nationalen Katastrophen, die damit verbunden waren, wurden sie nur noch wirkmächtiger. Diese beiden Motive sind, wenn man so will, so etwas wie besondere Sandstürme, die das große Hochdrucksystem von Israels Geschichte auf seinem Weg mitgenommen hatte, Sandstürme, die mit jedem Jahrzehnt an Kraft zunahmen. Erinnerungen an König David und seine berühmten Siege über die heidnischen Nachbarvölker wurden lebendig gehalten, wenn die Propheten einen zukünftigen Tag verhießen, an dem ein König aus Davids Familie der ganzen Welt Gerechtigkeit, Frieden und Wohlstand bringen würde. (Hatte der römische Dichter Vergil Jesaja 11 gelesen? Wahrscheinlich nicht, aber die Ähnlichkeiten in der Thematik sind auffällig.) Erinnerungen an Salomo, der den Tempel in Jerusalem gebaut hatte, wurden von denen wach gehalten, die den Tempel verteidigten, reinigten oder verschönernten, eine Arbeit, die zur Zeit Jesu von der Herodesfamilie in großem Stil durchgeführt wurde. Der kommende König würde

die bösen, unterdrückerischen Nationen besiegen und den Tempel Gottes aufrichten oder wiedererrichten! Hitler und der Messias! Nieder mit dem einen! Ein Hoch auf den anderen!

Statt „Hitler“ konnte man damals auch „Babylon“ sagen. Verschiedene Katastrophen waren über die Israeliten hereingebrochen. Aber die bei Weitem schlimmste passierte, als die Babylonier in den ersten Jahrzehnten des sechsten Jahrhunderts vor Christus Jerusalem eroberten, die königliche Familie dezimierten, im Tempel keinen Stein auf dem anderen ließen und seine Schätze raubten, dazu den größten Teil der Bevölkerung ins Exil verschleppten, aus dem nur wenige zurückkehren sollten. Es war, als würde Ägypten ein zweites Mal passieren: Israel versklavt in einem fremden Land. „An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten“, schrieb einer von Israels Dichtern (Psalm 137,1). Und es waren die Erinnerungen an Jerusalem, an den „Zion“, die die Tränen bitter werden ließen. Sie hatten auf der Bruchlinie der Weltgeschichte und der Geografie gelebt, und das Erdbeben hatte sie lebendig begraben.

Und nun kommt der außergewöhnliche Teil, der Teil der Geschichte, den viele übersehen, der Dreh in der Erzählung, der dafür verantwortlich ist, dass das Hochdrucksystem der jüdischen Geschichte im ersten Jahrhundert gefährlich nahe an der Sturmstärke war. Obwohl interessanterweise viele Juden gegen Ende des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts aus Babylon zurückgekehrt waren und den Tempel wieder aufgebaut hatten, blieb doch das starke Gefühl, dass das noch nicht der wirkliche „neue Exodus“ gewesen war, nach dem sie sich alle gesehnt hatten. Babylon selbst war gefallen, war vor einem mit ihm rivalisierenden Reich (Persien) erobert worden; aber das Problem, für das tausend Jahre früher Ägypten als klassisches Beispiel gestanden hatte und bis vor Kurzem Babylon, blieb bestehen. Neue böse Reiche waren aufgestiegen, und Israel war immer noch von ihnen versklavt. Und dabei entstand der Eindruck, dass der neue Exodus, eine wirkliche „Rückkehr aus

dem Exil“, noch auf sich warten ließ, noch nicht geschehen war. Er würde kommen, wenn das letzte große Weltreich sich am furchtbarsten ausgetobt hatte. Mehr noch, durch ihn würde die finstere Macht vom Thron gestoßen werden.

Das ist die lange Geschichte, die große, hoffnungsvolle Erzählung, die vorausschauende Eschatologie, in der viele Juden zur Zeit Jesu lebten, schon lange Zeit gelebt hatten und weiterhin leben würden. Zur Zeit Jesu war es offensichtlich, welche Weltmacht nun die Rolle Ägyptens und Babylons eingenommen hatte. Hier trifft unser Hochdrucksystem auf unsere Kaltfront. Die lange Geschichte Israels muss zu guter Letzt in Konflikt mit der langen Geschichte Roms geraten. Das ist nicht der Augenblick, in dem man sich in einem Boot auf dem offenen Meer befinden sollte. Oder auf einem Esel auf dem Weg nach Jerusalem.

Der Zusammenprall dieser beiden Geschichten brachte in den Jahrhunderten vor und nach Jesu Geburt verschiedene Bewegungen hervor. Wir werden sie in einem späteren Kapitel betrachten. Im Augenblick wollen wir uns jedoch zunächst dem dritten Element zuwenden, aus dem der perfekte Sturm des ersten Jahrhunderts bestand.